



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Dieser Roman der Frau von Kapff ist charakteristisch für die Verrohung, die der Naturalismus in den Gemütern bewirkt. In idealistischen Zeiten haben schreibselige Damen von der Federgewandtheit der Frau von Kapff überströmend sentimental geschrieben. Ohne ausreichende Bildung, ohne festen Charakter fingen sie die Schlagworte ihrer Zeit auf und machten ihr verworrenes Gebräu daraus. Die Thränenseligkeit von damals will uns aber erträglicher scheinen als dieser Realismus, der nicht die leiseste Spur von Realität zeigt, sondern die Wirklichkeit nur entstellt und beschimpft.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die bedingte Verurteilung. Wie sehr die Bestrebungen, auch im deutschen Strafverfahren die bedingte Verurteilung einzuführen, die Gemüter des Volkes aufregen, dafür kann folgender Aufsatz zum Zeugnis dienen, der uns aus der Feder einer Frau (!) zugegangen ist.

In der zweiten Augustwoche hat in Brüssel die „Internationale kriminalistische Vereinigung“ getagt, und von allen Rednern wurde erklärt, „daß die bedingte Verurteilung des belgischen Rechts uneingeschränkte Zustimmung verdiene. Nach dem belgischen Gesetz vom 31. Mai 1888 kann der Richter, wenn es sich um kleinere, von bisher unbestraften Personen begangene Vergehen handelt, im Urteil bestimmen, daß die erkannte Strafe erst dann zur Vollziehung gelangen soll, wenn der Verurteilte innerhalb einer bestimmten Frist eine neue strafbare Handlung begeht. Auf diese Weise kann dem Gelegenheitsverbrecher, bei dem gegründete Aussicht auf Besserung vorhanden ist, die Schmach einer kurzen Einsperrung erspart werden, deren entsetzliche Wirkung gar manchen Verurteilten dauernd dem Verbrechen in die Arme getrieben hat.“ (Bericht der Post.)

Die Herren Redner stimmen also darin überein, daß die Verbrecher noch milder behandelt werden sollen, als es schon geschieht. Wer ein „kleineres Vergehen“ begangen hat, braucht sich nur eine bestimmte Zeit in acht zu nehmen um ganz straflos zu bleiben. Hoffentlich soll wenigstens nur einmal bei jedem Anfänger im Verbrechen diese großmütige Probe gemacht werden. Oder soll es gar allmählich dahin kommen, daß jemand aller zwei oder drei Jahre gewissermaßen frei stehen darf? Unsere deutschen Richter würden natürlich so selten die Hoffnung auf Besserung für ungegründet halten (und in Wahrheit ist sie das ja auch zum Glück wohl selten), daß jedermann ein kleineres Vergehen ungestraft begehen könnte.

Ein Schuldiger ist ohne Zweifel wirklich beklagenswert, aber ob es nicht sehr gefährlich wäre, diesen Satz noch mehr, als es ohnehin schon geschieht, ins öffentliche Recht einzuführen und immer mehr auf schwere Unkosten der ehrlichen Leute den Verbrecher auch vor Gericht vorzugsweise als Gegenstand des Mitleids statt des Unwillens anzusehen? Hat die kurze Freiheitsstrafe einen ent-

sittlichenden Einfluß, so wirkt gewiß eine Art von Erlaubnis, einmal ungestraft zu stehlen oder dergleichen, nicht weniger entsittlichend. Denn sehr wahrscheinlich würde die Einführung der „bedingten Verurteilung“ die Folge haben, daß mancher, den jetzt die Furcht vor der im Fall der Entdeckung sichern Strafe von Begehung eines kleinen Vergehens, von dem ersten, gefährlichsten Schritt zurückhält, künftig weniger bedenklich sein würde. Die Schmach einer „bedingten Verurteilung“ ist für den Schuldigen genau dieselbe, als die der wirklichen Vollziehung des Urteils. Oder sollte unserm Volke durch seine Gesetzgeber beigebracht werden, daß es nur auf den Schein, nicht auf das Wesen ankomme, daß nur die Strafe eine Schmach sei, nicht das Verdienen der Strafe? Das Gefängnis als eine Schmach zu empfinden, hat nur der unglücklicherweise unschuldig dazu verurteilte ein Recht, der andre hat sich selbst beschimpft. Aber die unangenehmste Folge seines Verbrechen würde durch dieses Gesetz dem Verbrecher abgenommen; er würde sich dessen geradezu freuen. Früher glaubten viele, die Rechtspflege wolle den Schutz des Rechts und des Gerechten, d. h. des guten Bürgers, jetzt nimmt sie sich beinahe zuerst des Schuldigen an, wie Hieskos Taube. Ob das zum Vorteil des Volkes und zur Kräftigung des bei manchem ohnehin schon schwachen innern Haltes ist? Die Einsenderin, kein Jurist, kein Gelehrter, sondern „Volk,“ kennt genau das Gefühl, das Erlittene, nicht gesühntes Unrecht hervorruft — nicht jedes Unrecht kann vor den Strafrichter gebracht werden — sie würde, wenn die „bedingte Verurteilung“ bei uns gesetzlich werden sollte, gar nicht überrascht sein und es einem Manne nicht sehr verdenken, wenn er, in seinem Recht gekränkt und von den Gerichten nicht geschützt, zur Selbsthilfe griffe wie einst Kuhlhaas.

Die gesetzliche Rechtsprechung wirkt ganz sicherlich auf das Gewissen des Volkes ein, das ist nicht bloß Sache der Juristen und Gelehrten, sondern geht jeden nahe an, der unser Volk liebt, auch soll sie uns allen, vorzüglich den Schwachen, Leib und Leben, Hab und Gut sichern, und darum wagt eine Unberufene zu sagen, daß viele der jetzigen Urteile und Ansichten der Herren Juristen für den Unbefangenen wahrhaft erschreckend wegen ihrer Milde sind. Friedrich der Große verfügte am 9. März 1786: „Hiernächst ist auch die dem E. in Ostfriesland zuerkannte Strafe dem Verbrechen gar nicht angemessen. Der Kerl hat seinen Bruder ermordet und dafür wird er zur sechsjährigen Bestungsstrafe condemniret! Sie sind wohl nicht gescheit, dergleichen Urteil zu sprechen, denn derjenige, der einen andern uns Leben bringt, muß notwendig wieder am Leben bestraft werden, und will ich wissen, wer die Richter sind, die diese Urteile gemacht haben. Denn dergleichen grobe Verbrechen müssen schlechterdings schärfer bestraft werden, oder der Teufel wird sie alle auf die Köpfe fahren. Was soll daraus werden, wenn man mit solchen groben Verbrechern und Mördern so glimpflich verfahren will? Nein! Da gehört durchaus sich eine härtere Strafe, die auf das Volk Eindruck macht.“ Wenn jetzt ein Mensch, der kein Mensch ist, sich an Frauen oder Kindern vergreift, sie doppelt mordet, und er wird dann zu nicht einmal lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurteilt, so ist das nach dem natürlichen Gefühl keine Sühne für ein so schreckliches und so gemeines Verbrechen. Die Herren Juristen versetzen sich immer in den Gemütszustand des Verbrechers; es wäre besser, wenn sie sich die Todesangst und Todesqual des Opfers vorstellten. „Wenn Gnade Mörder schont, verübt sie Mord.“ Was aber nicht einmal Gnade soll, das soll Gerechtigkeit noch weniger, und beide müssen ihr Amt nicht tauschen. In diesen Tagen hat in Berlin ein roher Raufbold am Tage nach seiner Entlassung aus dem Gefängnisse, wo er wegen einer Körperverletzung eine Strafzeit zugebracht hat, verbüßt kann man kaum sagen, wieder einen andern

lebensgefährlich verwundet. Bei den jetzigen Einrichtungen der Gefängnisse trifft das wirkliche Übel bei dieser Unthat fast allein den Gestochenen. Wäre dem Thäter durch Hunger im Gefängnis eine wirkliche Unannehmlichkeit zugefügt worden, so hätte er sich vielleicht besonnen, ehe er zustach. Seine „Ehre“ griffe ja der Hunger nicht an, denn daß die, wie eigentümlich sie immer bei einem solchen Menschen sein mag, geschont werde, ist gewiß gut.

Nach dem einfachen Laiengefühl sind die Gerichte des Landes dazu da, daß sie im großen und kleinen das Recht schützen, dadurch das Gewissen unsers Volkes, eins seiner wertvollsten Besitztümer, nicht durch allzu große Milde abstumphen, dem Gekränkten, dem Selbsthilfe verboten ist, Genugthuung verschaffen und den Verbrecher strafen. Der Verbrecher verdient in den meisten Fällen das mindeste Wohlwollen und kann erst zuletzt in Betracht kommen. Das erste mitleidige Gefühl sollte billigerweise in den meisten Fällen dem Verletzten, nicht dem Übertreter gelten, und jeder schon im Interesse der Ordnung, für ihn, wie für sich selbst in gleichem Fall, auf einen wirklichen Schutz seines Rechts dringen. Schwerlich ist den Herren Juristen etwas, das an Wiedervergeltung erinnert, „objektiv“ genug gedacht, aber die Objektivität kann auch zu weit gehen. Das Recht soll von seinen bestellten Hütern nicht im Stiche gelassen werden. Wer sich unbedingt gegen das Recht vergeht, den muß die Gerechtigkeit unbedingt verurteilen.

#### Gerechtigkeit

Heißt der kunstreiche Bau des Weltgebüdes,  
Wo alles eines, eines alles hält,  
Wo mit dem einen alles stürzt und fällt.

Pädagogisches. Die Verhandlungen im Abgeordnetenhause (6. März) über die höhern Bildungsanstalten haben überall lebhaftes Interesse erregt, da ja gerade in den letzten Jahren über eine zeitgemäße Reform der Gymnasien und der höhern Schulen überhaupt lebhaftes Erörterungen geführt worden und die verschiedensten Petitionen an die Staatsregierung gelangt sind, die alle darauf abzielten, namentlich die Gymnasien einer zeitgemäßen Reform zu unterziehen und besonders die Lehrstunden für die alten Sprachen zu beschränken, um für deutsche Litteratur, Geographie, Geschichte, Mathematik und neuere Sprachen mehr Zeit zu gewinnen; denn diese Fächer stünden in näherer Beziehung zum praktischen Leben, brächten mehr Nutzen als das Erlernen der toten, alten Sprachen. Von dem Grundsatz des Philosophen Aristoteles, der da sagt: Überall das Nützliche zu suchen ist das Zeichen eines unfreien Mannes, wollen die meisten Gymnasialreformer nichts wissen.

Es ist nun keine Frage, daß bei dem gegenwärtigen Zustande unsrer Gymnasien und unsrer Universitäten sich die deutsche Wissenschaft auf allen Gebieten in sehr erfreulicher, von dem Auslande glänzend anerkannter Weise entwickelt hat. Bei dieser Sachlage ist es aber gewiß geboten, sehr vorsichtig zu Werke zu gehen. Man versteht, daß Th. Mommsen dem Herausgeber des Kalenders für die höhern Lehranstalten Preußens für das Schuljahr 1888/90, Dr. Jonas, schreiben konnte: „Auf Ihre Frage, warum ich die Heidelberger Erklärung unterschrieben habe, könnte ich Ihnen antworten, daß ich weder Pädagog noch Weltverbesserer bin und darum keinen Beruf empfinde, über einen so wichtigen und so schwierigen Gegenstand die Ansichten zu motiviren, die sich zu bilden und nach denen zu handeln freilich kein Professor und kein Vater, ich könnte sagen kein Angehöriger der gebildeten Kreise unterlassen kann.“ Auch was sonst in dem Briefe Mommsens zu lesen ist, verdient Beherzigung; „meines Erachtens, sagt Mommsen, ruht alle geistige Bildung auf der

Sprachkenntnis, und zwar auf einer solchen, die sich nicht auf die Muttersprache beschränkt. Wer fremde Sprachen nicht kennt, sagt Goethe, weiß nichts von der eignen, und er hat Recht wie gewöhnlich. Daß der Mensch spricht, macht ihn zum Menschen, daß er zwei Sprachen spricht, zum gebildeten Menschen.“ Ja es wird nach unsrer Ansicht nicht genug betont, daß das Gymnasium namentlich in den obern Klassen auch die Aufgabe hat, den Sinn der Schüler für tieferes sprachliches Verständnis zu wecken, darauf hinzuweisen, wie dies oder jenes Wort zu dieser oder jener Bedeutung gekommen ist. Woher kommt das Wort Litteratur, wie kommt in dem Verse des Horaz: *Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci* das Wort *punctum* zu der Bedeutung „Beifall,“ oder wie ist das Wort *rivalis* zu erklären, was heißt Katechismus, was Pandekten? u. s. w. Wie in der Muttersprache der sprachliche Sinn gepflegt werden kann, hat Rud. Hildebrand in seinem gar nicht genug zu empfehlenden Buche: „Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule und von deutscher Erziehung und Bildung überhaupt“ in trefflichster Weise dargethan. Auch bei dem Erlernen des Englischen, des Französischen und des Italienischen ist es von Wichtigkeit, den Zusammenhang mit der Sprache Roms zu betonen.

Es soll hier nur angedeutet werden, daß auch rein sprachliche Betrachtung für jeden nicht unbefähigten Schüler Interesse bietet, wenn auch von wesentlicherer Bedeutung die Ideen sind, die uns durch die Sprachen der Hellenen und Römer vermittelt worden. Wir sind nun einmal, wie W. Wackernagel (Abhandlungen Bd. 2, S. 122) sagt, ein Volk von Nachkommen, sind mit all unserm höhern Wissen, sind selbst mit unserm Glauben immer nur Nachfolger der alten Welt; auch die es feindlich gestimmt nicht wollen, atmen nächst dem Geiste des Christentums von dem unsterblichen Geiste altklassischer Bildung, und gelänge es einem, aus der Lebensluft, die den innern Menschen umgiebt, diese zwei Elemente auszuscheiden, es würde nicht viel übrig bleiben, um noch ein geistiges Leben damit zu fristen. Man braucht nur darauf hinzuweisen, wie unsre großen Geister, die der deutschen Litteratur ihr Gepräge ausgedrückt haben, über den Einfluß und die Bedeutung des Altertums dachten, wie Winkelmann, Lessing, Goethe, Schiller, Herder, Wieland, W. v. Humboldt, B. G. Niebuhr, Ranke und andre für die Entwicklung unsers Kulturlebens wichtige Männer die Griechen und Römer hochstellten, und man wird nur mit großer Vorsicht an eine Änderung derjenigen Anstalten gehn, die bis jetzt die Grundlagen unsrer höhern Bildung geboten haben.

Man wird aber auch als unparteiischer Beurteiler der thatsächlichen Zustände sein Auge nicht dagegen verschließen können, daß fort und fort an der Verbesserung des höhern Unterrichts gearbeitet worden ist, und daß Veränderungen aller Art in dem Betriebe des Unterrichts durchgeführt worden sind. Insbesondere kann man der preussischen Unterrichtsverwaltung zu ihrem Ruhme nachsagen, daß sie immer bemüht gewesen ist, an Altgewordenes die zeitgemäß bessernde Hand anzulegen. Man betrachte nur, was der um preussisches Unterrichtswesen so hochverdiente Staatsminister Freiherr von Zedlitz gethan hat, der neulich mit vollem Recht ein Vorgänger Wilhelm v. Humboldt und Süvernus genannt wurde. Zedlitz hat zuerst den von Joh. Math. Gesner und Joh. Aug. Ernesti aufgestellten Idealen einer durch die Schulen zu erzielenden allgemeinen Bildung im Gegensatz zu einer Berufsvorschulung die Wege geöffnet: durch Gründung eines pädagogischen und philologischen Seminars suchte er für zweckmäßige Ausbildung der Gymnasiallehrer zu sorgen. Joh. Math. Gesner ist eigentlich der Vater der Zedlitzschen Bildungsideale gewesen. Zedlitz war es, der 1783 Fr. A. Wolf nach Halle berief, von dem ein

Umschwung in der Art der Behandlung der alten Schriftsteller ausgegangen und begründet worden ist. Wolfs Freund, W. v. Humboldt, suchte von maßgebender Stelle aus die neuen Bildungsideale in das Schul- und Universitätsleben einzuführen. Der Nachfolger Humboldts, der Minister von Altenstein, hielt ebenfalls die klassische Bildung hoch, und sein vortragender Rat Johannes Schulze ist unermüdlieh für die Hebung des klassischen Unterrichts auf Gymnasien und Universitäten thätig gewesen. War er doch ebenfalls wie Hegel der Ansicht, „daß das Studium der Alten für die Gymnasialjugend das angenehmste und seiner Substanz nach das wahrhafteste sei.“ Auch die Kultusminister, denen nach Altenstein die Sorge für die Gymnasien und Universitäten oblag, sind unablässig thätig gewesen, zeitgemäße Verbesserungen durch ihre Räte herbeizuführen. Wir wissen alle, welche Verdienste sich Dr. L. Wiese und Dr. S. Bonitz um die Gymnasien erworben haben. Unser gegenwärtiger Kultusminister, Herr von Goßler, hat durch die Einführung der neuen Lehrpläne vom 31. März 1882 ebenfalls bewiesen, daß er zeitgemäßen Reformen des Gymnasialunterrichts nicht abgeneigt ist. Überall, auch in den letzten Landtagsverhandlungen, hat er mit eingehendem Sachverständnis über die so verschiedenartigen Reformvorschläge gesprochen und zur Vorsicht in dieser für das Kulturleben unsers Volkes so wichtigen Frage gemahnt. Das Ministerium des Kultus ist immer darauf bedacht gewesen, zeitgemäßen Forderungen entgegenzukommen. Bereits in den Jahren 1837, 1856 und 1882 sind Veränderungen im Betriebe des Unterrichts angeordnet und durchgeführt worden. Von Wichtigkeit ist es auch gewesen, daß seit Jahrzehnten fast in allen Provinzen Preußens Direktorenkonferenzen stattfinden, in denen Beratungen über die zweckmäßige, pädagogisch fruchtbare Behandlung aller einzelnen Unterrichtszweige abgehalten wurden. Die einzelnen zur Verhandlung gestellten Fragen wurden in den verschiedenen Lehrerkollegien eingehenden Besprechungen unterzogen und auf Grund derselben Berichte an das Schulkollegium eingesandt, die den Referaten der Direktoren zu Grunde lagen. Man darf mit Sicherheit annehmen, daß für den Betrieb des Unterrichts diese Verhandlungen von großem Einflusse für die Bildung pädagogischer Methode von Wichtigkeit gewesen sind. Zu preussischen Provinzialschulräten hat man außerdem immer nur solche Männer gewählt, die neben guter, zum Teil vorzüglicher philologischer Bildung auch pädagogisch tüchtig geschult waren, ich nenne nur Schaub, Wendt, Heiland, Müzel, Schrader, Wehrmann u. s. w. Das im Jahre 1868 zuerst, jetzt in fünfter Auflage erschienene, auf reicher und feinsinniger Beobachtung und Erfahrung ruhende Werk des Geheimen Regierungsrats W. Schrader: „Erziehungs- und Unterrichtslehre“ ist vielen strebsamen Lehrern ein trefflicher pädagogischer Führer geworden. Auch die pädagogischen Zeitschriften: die in Berlin erscheinende Zeitschrift für Gymnasialwesen, die Fleckeisenschen Jahrbücher, die österreichische Gymnasialzeitschrift, die Blätter für bairisches Gymnasialwesen u. s. w. haben immer darauf hingewiesen, wie am zweckmäßigsten die einzelnen Zweige des Unterrichts zu behandeln seien, und in neuester Zeit haben die von Dr. Otto Fricd herausgegebenen „Lehrproben“ ganz besonders sich das Verdienst erworben, darzutun, wie fruchtbar und anregend jede Lehrstunde gemacht werden kann.

Mit der Hervorhebung dieser Thatfachen soll durchaus nicht gesagt sein, daß alles auf den höhern Lehranstalten vollkommen und nicht verbesserungsbedürftig sei, nein, die Heidelberger Erklärung hat dies mit vollem Rechte betont und keineswegs die Vorstellung von der Vollkommenheit der jetzigen Gymnasialeinrichtungen oder gar des Unterrichtsbetriebes gehegt. Aber anerkannt muß doch werden, daß Be-

hörden und Lehrer bemüht gewesen sind, die bessernde Hand an die hervorgetretenen Mängel zu legen. Es giebt kein Land, wo nicht nach diesen oder jenen Richtungen Verbesserungen auf dem Gebiete des Unterrichts eingetreten wären, dem Vorgange Preußens ist man in Sachsen, Baden, in den thüringischen Staaten u. s. w. gefolgt und wird wohl auch fernern zeitgemäßen Verbesserungen nirgends sein Ohr verschließen. Es werden den Kultusministerien der einzelnen Staaten auch bald die Mittel dargeboten werden, an den einzelnen Universitäten Einrichtungen zu treffen, die auf eine bessere pädagogische Vorbildung der Kandidaten des höhern Schulamts abzielen. In den Verhandlungen über die höhern Lehranstalten in dem Hause der Abgeordneten war es auffallend, daß ein Mann wie Virchow erklärte, er schwärme weder für Realschulen noch für Gymnasien. Der Nachfolger Virchows in Würzburg, August Förster, hat dem Schreiber dieser Zeilen wiederholt erklärt, wie er an jedem Tage nach anstrengender Arbeit abends die Alten mit Genuß lese. Auch der auf dem Gebiete der medizinischen Wissenschaft rühmlichst genannte Professor Dr. Ziemssen in München versichert in einer Abhandlung: „Der Kampf gegen die Gymnasien und die Heidelberger Erklärung“ in dem baierischen ärztlichen Vereinsblatt, Jahrgang 1889 Nr. 200, wieder abgedruckt in den Blättern für baierische Gymnasien, 1889, Heft 1, daß er die Gymnasial- und nicht die Realschulabiturienten für geeignet halte, sich der medizinischen Wissenschaft zu widmen. Wir würden, da ja, wie Virchow mit Recht sagt, der Staat für die spätere Anstellung der Mediziner keine Bürgschaft übernimmt, von unserm Standpunkte nichts gegen die Zulassung der Realschulabiturienten zum Studium der Medizin einzuwenden haben; es würde sich aber doch bald zeigen, daß die auf den Realschulen erlangte Vorbildung der Gymnasialvorbildung gegenüber zurücksteht, zumal wenn es sich das Gymnasium angelegen sein läßt, durch geeignete Unterrichtsmittel, wie sie jetzt in Menge vorliegen, die Anschauungskreise der Schüler zu bilden und zu erweitern.\*) Seien wir also vorsichtig in radikaler Änderung von Anstalten, aus denen so viele in der Theorie und Praxis tüchtige Männer hervorgegangen sind, halten wir uns gegenwärtig, daß wir dem Humanismus die Reformation, dem Humanismus den Aufschwung unsers ganzen Kulturlebens zu danken haben, daß wir schließlich, wenn wir die Beschäftigung mit den Schriftstellern des Altertums bei Seite werfen, unsre eigne Vergangenheit nicht mehr gründlich verstehen würden.

Ich schlicke diese kurzen Bemerkungen mit einer Ausführung des großen dänischen Philologen R. Madwig (Kleine philologische Schriften. Leipzig, 1875). „Die wahre Bedeutung des Studiums der alten Sprachen, sagt Madwig, liegt darin, daß sie, selbst zwei große Fakta der alten Kultur, die Bedingung jeder autoptischen Betrachtung der alten Welt und Kultur an sich und in ihrer Verbindung mit uns sind, und daß diese autoptische Betrachtung ein überaus wichtiges und notwendiges Element in der vollen Aneignung neuerer Kultur mit freiem Bewußtsein über sie und freier Bewegung in ihr ist. Aber die Notwendigkeit dieses Elements läßt sich weder mit dem Satze begründen, das Altertum sei eine ethisch bessere und größere Zeit, noch mit der Anpreisung der alten Litteraturwerke als der unerreichten und unerreichbaren Muster der Darstellung und der Kunst; denn über beide Behauptungen, die oft ohne alle wirkliche Kenntnis und Prüfung mit merkwürdigem Vergessen der Schattenseiten und Mängel deklamatorisch ausgeführt werden, läßt sich ins Unendliche streiten; laufen sie doch auf eine mit der

\*) Man vergleiche den Aufsatz von D. Fried, „Bemerkungen über die Art und Kunst des Sehens“ (Vehrrproben, 1887, 13. Heft, Seite 1 bis 25).

Anschauung der griechischen und römischen Zeit des Verfalls verwandte trostlose Betrachtung aus. Das ganze Gewicht liegt einfach in der historischen Stellung und dem, was daraus folgt. Die alte Kultur ist eine primitive, aus den ersten relativ voraussetzungslosen Keimen (denn absolut voraussetzungslos ist ja nichts) hervorgegangene, und zugleich die, die von uns durch große Umwälzungen und Gegensätze getrennt, zum Teil auf andre Völker übertragen, doch die umfassende, überall sichtbare, gemeinschaftliche Grundlage der neuern, komplizirten, überall auf unendliche Voraussetzungen hinweisenden Kultur in Vorstellungen, Einrichtungen, Wissenschaft und Kunst ausmacht (die römische Kultur primitiv in den Formen des bürgerlichen und Staatslebens, in andern Richtungen Fortsetzung und Überlieferung der griechischen). Um sich der Befangenheit in der uns eben umgebenden Gestaltung des Lebens und der Vorstellung zu entziehen, um sich zur Betrachtung unsrer Kultur als eines gewordenen Ganzen und der Wege dieses Werdens zu erheben, um die Anschauung der Einheit und Kontinuität des menschlichen Kulturlebens zu erreichen, um den Geist, der überall künstlichen Gestalten und sonderbar mit einander verschlungenen, nicht selten aus bunten Bruchstücken des Überlieferten zusammengesetzten Vorstellungen begegnet, sich an den ersten und einfachsten Formen orientiren und erquickern zu lassen, findet man das wesentlichste Mittel in der von Jugend an gewonnenen, wenn auch beschränkten Bekanntschaft mit jener primitiven Kultur, jenem einfacheren Leben und Vorstellungskreise. Aber diese Bekanntschaft muß eine autoptische, selbstgewonnene, nicht auf Erzählung Anderer beruhende Anschauung umfassen, und diese erhält man nur, wenn man die Stimme der Alten selbst vernimmt und ihre Vorstellungen in ihrer eigentümlichen Begrenzung an bestimmte Wörter geknüpft empfängt. Diese Wörter, diese Sätze werden dann die Merkmale und Fäden, durch die wir die kontinuierliche Fortpflanzung und Bewegung, die allmähliche Modifikation und gänzliche Umformung der Vorstellungen verfolgen und uns des Zusammenhangs der Kultur immer aufs neue auf unendlich vielen Punkten bewußt werden können. In dieser Anschauung nehmen dann auch die alten Sprachen einen bedeutenden Platz als Objekt der Betrachtung ein, in ihrer allgemeinen Form als ein großes, allen zugängliches und gemeinschaftliches Zeugnis weit verbreiteter Völkerverwandtschaft und dabei Trennung, in ihrer speziellen Entwicklung als Trägerinnen und dabei Zeugen der geistigen Thätigkeit der Griechen und Römer, in ihrem Gegensatz zu den einfacheren neuern Formen und in ihrem eignen Übergang zu neuern Sprachen als eine klare Belehrung über die Möglichkeit verschiedenem Ausdruck für denselben Inhalt, über die zugleich gebundene und freie Handhabung der mühevoll zu Wege gebrachten Schöpfung und über die Macht des Geistes sein in Unordnung gerathenes Erzeugnis zu rekonstruiren und neuen Bedürfnissen anzubequemen. Als höchst wichtige, die Geschichte repräsentirende Glieder der allgemeinen Sprachkenntnis bedingen die alten Sprachen die Bedeutung dieser Kenntnis, als einen besondern Einblick in die Kulturökonomie der europäischen Menschheit gewährend. (Von der besondern Bedeutung des Lateins für die gründliche Erlernung der romanischen Sprachen ist es nicht nötig etwas hinzuzufügen.) So, aber nur so, verteidige ich bestimmt die Notwendigkeit des klassischen Schulunterrichts."

Halle

G. Lothholz

Zur Hebung der Volksfittlichkeit oder, wie es von einer andern Seite her gesehen heißt, zur Verminderung der Kriminalität entwickeln kirchliche, menschenfreundliche und Juristenvereine eine eifrige und anerkenntnismwürdige Thätigkeit. Ich

wünsche ihnen den besten Erfolg und glaube auch wohl, daß sie im einzelnen manches bessern mögen. Im großen und ganzen aber werden sie nichts ausrichten, wenn es ihnen nicht gelingt, die Verhältnisse zu ändern, aus denen die Verbrechen und Übertretungen größtenteils hervorgehen. Ein Blick auf die jetzt durch die Zeitungen laufenden Auszüge aus dem neuesten Bande der amtlichen Kriminalstatistik zeigt die größte Verschiedenheit nicht allein im Verhalten der Länder und Provinzen, sondern auch benachbarter Kreise ein und derselben Provinz. Es wäre thöricht, zu glauben, daß zwei benachbarte Kreise von verschiedenen Menschenschlägen bewohnt würden, einem gutartigen und einem bössartigen. - Mit den Erwachsenen verhält es sich nicht anders wie mit der Schuljugend. Wer sich unter der Schuljugend umsieht, wird die Wahrnehmung machen, daß zuweilen eine Schule oder auch eine einzelne Schulkasse in Verruf kommt. Da zieht eines schönen Tages ein neuer Lehrer ein; er hört es lächelnd an, wie man ihm hänge macht, und nach einiger Zeit versichert er, daß die Jungen ganz brav und fleißig seien, und auch nicht anders geartet, als alle übrigen Jungen an allen andern Orten. Treten zu der Verschiedenheit der Lehrer noch andre erleichternde und erschwerende Umstände, so wird der scheinbare Unterschied der Schüler natürlich noch greller. Wenn in A ein tüchtiger Lehrer 30 Schüler aus wohlhabenden Familien in einer gut ausgestatteten Schule, und in B ein unfähiger Lehrer 120 halbverhungerte Kinder, die teilweise meilenweit auf unergründlichen Wegen bei Sturm, Regen und Schnee zu laufen haben, in einem Hundeloch unterrichtet, so nehmen sich jene und diese neben einander wie Engel und Teufel aus. Für die Erwachsenen gestaltet sich nun die Sache ein wenig verwickelter. Sie haben es nicht mit dem einen Herrn Lehrer, sondern mit einigen Duzend Staats-, Gemeinde- und Kirchenbehörden, auch mit verschiedenen Arbeitgebern zu thun; und neben diesen persönlichen Vertretern ihres Schicksals machen sich noch so manche unpersönliche geltend. Veranschaulichen wir uns die Wirkksamkeit der ungünstigen Einflüsse an einem Falle, wo sie fehlen.

Nehmen wir einmal den Kreis —au vor, der nach Ausweis der Kriminalstatistik in der ganzen Provinz —en als der tugendhafteste glänzt. In der Zeit von 1860 bis 1864 hatte ich Gelegenheit, diesen Kreis kennen zu lernen, und nach dem, was ich dort wahrgenommen habe, wüßte ich mich nicht im geringsten über das gute Zeugnis, das ihm die Statistik ausstellt. Ein kleiner, dünn bevölkerter Kreis; darin ein einziges von Ackerbürgern bewohntes Städtchen (1500 Einwohner); kein Magnat, einige Rittergüter von mäßigem Umfange; neben den Bauern und Ackerstellenbesitzern nur so viel besitzlose Tagelöhner, als eben im Kreise nötig sind; mittelgutes Hügelland, das den Bebauer nährt, aber die Spekulation nicht anlockt; außer einem Marmorbruch keine Spur von Industrie; kein schiffbarer Fluß, keine Eisenbahn. Sehr bequemes Leben; niemand überhastet sich, niemand wird nervös. Verschläßt der einzige Semmelbäcker im Städtchen Sonntags früh mit seinen Lehrlingen, so essen die Honorationen eben gestrige Semmeln oder Butterbrot zum Morgenkaffee. Pfarr- und Bauernwald genug, aus dem sich der Arme sein bißchen Winterholz zusammentragen darf (die Bürger erhalten ihr Brennholz aus dem Stadtwalde); daß sich die Holzarbeiter am Feierabend einige Äste oder Scheite mitnehmen, gilt als selbstverständlich. Als der alte S. und sein Sohn einmal einen ganzen stattlichen Baum heimzuschleppten, und der als freiwilliger Forstwart waltende Lehrer das rügte, sagte der Alte mit seinem treuherzigen Lachen: „Ober, Herr Lehrer! über dos Johustocherla wern Se doch nee erscht reda!“ Der Alte ist als ehrlicher Mann und guter Christ gestorben; in einer andern Gegend wäre er zum

„vielfach bestrafte Subjekt“ befördert worden. So in allem übrigen große Gemüthlichkeit und bequemes Sichgehenlassen. Weder Prostitution noch andre in dieses Gebiet schlagende Laster und Verbrecher, aber auch keine Veranlassung dazu; denn der Landmann und der Sohn des Ackerbürgers heiraten jung; und stößt einem oder einer sonst was Menschliches zu, so wird nicht viel Aufhebens davon gemacht, denn bis zu den Spitzen der dortigen Gesellschaft gesteht jeder unbefangen ein, daß wir allzumal Sünder sind. Im Sommer arbeitet der Bauer, im Herbst feiert er sechs Wochen lang Kirmeß, und keine Polizei stört ihm das Vergnügen, im Winter schläft er, wenn er nicht drischt. So war es damals, so wird es wohl auch heute noch sein. Ein Sozialdemokrat würde dort mit seinen Heftchriften und Hegreden schlechte Geschäfte machen, vielleicht gar nicht verstanden werden. Mit der Sozialdemokratie fällt jene Notwendigkeit argwöhnischer Überwachung des Volkes weg, die immer als sehr lästig empfunden wird, Erbitterung erzeugt und durch Anlässe zur Widergesetzlichkeit der Kriminalität neuen Stoff liefert. Kurzum Zustände, die den thatendurstigen, schneidigen Beamten, den unternehmungslustigen Geschäftsmann, den begeisterten Freund des Fortschritts, den Lebemann zur Verzweiflung bringen würden. Wird der brave — auer aus seinem sturmfreien Klima nach Breslau, Berlin oder Beuthen verschlagen, so liefert er wahrscheinlich so gut wie ein anderer Landsmann seinen Beitrag zur dortigen Kriminalität.

Das einzige durchgreifende Mittel gegen eine hohe Kriminalität würde die allgemeine Rückkehr zu solchen Zuständen sein. Diese ist nun wohl nicht möglich; inwieweit sich durch auswärtige und innere Kolonisation wenigstens teilweise eine Wiederannäherung, eine Entlastung der großstädtischen und industriellen Brutstätten des Verbrechens bewerkstelligen ließe, bleibt immerhin der Erwägung wert und wird ja auch vielfach erwogen.

Hut ab! Der Sonntagsphilosoph hat uns in Nr. 35 d. Bl. belehrt, daß das Entblößen des Kopfes als Ausdruck der Ehrerbietung der letzte Überrest eines Gebrauches von wesentlich anderer Bedeutung ist und sich erhalten hat ungefähr wie eine Verordnung, die man aufzuheben vergaß, als die Verhältnisse, durch die sie hervorgerufen worden war, sich änderten. Insofern in der Umwandlung einer Schutzmaßregel in eine Höflichkeitsform ein Fortschritt erkannt werden kann, dürfen wir uns vielleicht der Hoffnung hingeben, daß „abermals nach hundert Jahren“ ein weiser Mann in der Lage sein werde, zu berichten, wie auch die Form endlich einer andern gewichen sei. Denn — die Herkunft der Sitte des Hutabnehmens ganz aus dem Spiele gelassen — zu ihrer Verteidigung wüßten wir nichts zu sagen. Zunächst was die Kirche betrifft: im Winter wohnen wir dem Gottesdienst in Mäntel oder Pelze gehüllt, vielleicht gar in Fußsäcken bei, der Kopf jedoch muß unbedeckt bleiben, im Sommer desgleichen, obgleich zwischen Straße und Kirche ein Wärmeunterschied von sechs oder acht Graden besteht. Und wer gedenkt nicht mit Schaudern der Katarrhe, die er sich beim Kirchenbesuche in Italien, namentlich im Frühjahr, geholt hat! Allerdings darf man ein Käppchen aufsetzen, wenn nur der Hut in der Hand bezeugt, daß jenes nicht die eigentliche Kopfbedeckung ist; aber ist das nicht ein Auskunftsmittel, daß wir bei andern Völkern belächeln würden? Wie viele, die einen Ausflug in orientalische Gegenden unternehmen, spotten oder schelten, wenn die Sitte der Moslems sie nötigt, Pantoffel über die Stiefel zu ziehen, bevor sie eine Moschee betreten; und doch verdient diese Sitte gewiß den Vorzug vor der unsern. Sie ist bequemer, gesünder und vor allem sinniger: man trägt den Staub der Straße nicht in das Gotteshaus. Und nun

das Begrüßen unter freiem Himmel, in Sonnenglut und Kälte, in Wind und Regen, die höflichen Umstände und Weigerungen im Gespräche, sich eher zu bedecken als der andre! Wenn da wenigstens die symbolische Berührung des Helms oder Tschakos auch den „Zivilisten“ gestattet würde! Zwar wird, da jetzt der Haar-Vacillus entdeckt worden ist, die Kahlköpfigkeit ebenso ausgerottet werden, wie alle übrigen Krankheiten durch „einzig sichere Mittel“ ausgerottet worden sind, aber gefährliche Erkältungen wird man sich immer noch durch das versteinerte Überbleibsel aus der Zeit des Lehnswesens, das „Gutab!“ zuziehen können, falls nicht eine kräftige Hand es aus dem Wege räumt. Quod deus etc.



## Litteratur

Bauernstudenten. Erzählung von Arna Garborg. Aus der „Landsmaal,“ dem norwegischen Volksdialekt, übertragen von Ernst Brausewetter. Autorisierte deutsche Ausgabe. Budapest, G. Grimm, 1888

Garborg ist in seiner Heimat einer der berühmtesten unter den jüngern Schriftstellern. Aber trotz der Propaganda, die für ihn bei uns gemacht worden ist, ist er in Deutschland fast gar nicht bekannt worden. Wenn man nun die „Bauernstudenten,“ wie es heißt, seine beste Erzählung, gelesen hat, dann kann man sich daß sehr wohl erklären. Wie weit Garborg in der Ausbildung des Ibsenschen Materialismus gelangt ist, läßt sich aus dieser Erzählung nicht erkennen, wohl aber, daß er gerade so wie dieser es für den Beruf des Dichters hält, seinen Landsleuten einen Sittenspiegel vorzuhalten und im Tone des sogenannten „Entrüstungs-pessimismus“ zu wettern. Die schneidige Kraft seiner Satire, die Lebendigkeit seiner Bilder nach der Wirklichkeit, die außergewöhnliche Menge von Erscheinungen, die er alle in seinen Rahmen hineinpreßt, und das selbst durch die herzlich schwache Übersetzung fühlbare mächtige Pathos, das ihn erfüllt, mögen auf die Landsleute des Dichters großen Eindruck gemacht haben. Uns hingegen wird das Lesen dieser Erzählung durch ihre unschöne Komposition so schwer gemacht, daß nur ein starkes sittengeschichtliches Interesse uns den schweren Kampf mit ihrer Langeweile erleichtern kann.

Mit peinlicher Ausführlichkeit entwirft Garborg das Lebensbild eines der vielen Bauernstudenten seiner Heimat. Mit den künstlerischen Mitteln des revolutionären Naturalismus vertritt Garborg einen streng konservativen Standpunkt. Sein Zorn ist gegen die hohle Bildungswut, gegen die mit Meilenstiefeln vorschreitende Aufklärungssucht in Norwegen gerichtet. Der Bauer schämt sich plötzlich seines Standes, und die städtischen Schreier glauben über Nacht eine Kulturstufe erreichen zu müssen, die doch nur durch die Arbeit vieler Geschlechter erworben werden kann. Diese Bestrebungen bringen nun das ganze Bauernvolk in Gährung, die jungen Leute treten aus ihm heraus in eine Bildungsschicht, für die sie gar nicht erzogen worden sind, und so entsteht Unheil nach allen Seiten hin. Der